

Dietmar Süß

## Krieg, Nation und ›Heimatfront‹

## Großbritannien und der Zweite Weltkrieg

## I. KRIEG UND KRIEGSERINNERUNG

Wohl keine andere Phase britischer Geschichte bietet mehr Stoff für Mythen, Heldengeschichten und historische Folklore als der Zweite Weltkrieg. Mit Mut und Courage und mit dem typisch britischen Humor hatte die *Home Front* den deutschen Luftangriffen getrotzt, waren alle nur denkbaren Ressourcen mobilisiert, alle persönlichen Bedürfnisse zurückgestellt und eine neue Art von politischem Konsens hergestellt worden, der die Grundlage für den Aufbau des britischen Wohlfahrtsstaats bilden sollte. Der Krieg, so die historische Meistererzählung, hatte das Beste in der britischen Nation zum Vorschein gebracht: Solidarität, Tapferkeit und am Ende aus der zerklüfteten Klassengesellschaft eine einigte Nation geformt.

Die Erzählungen über *Blitz* und Bombenkrieg, Rationierung, Evakuierungen, Bunkerleben, über den *Dunkirk Spirit*<sup>1</sup>, El-Alamein und den *D-Day* sind nach 1945 feste Bestandteile britischer Erinnerungskultur geworden.<sup>2</sup> Wesentliche Narrative entstanden bereits während des Kriegs. Sie waren aber gleichzeitig auch das Produkt einer nach dem Krieg blühenden, höchst produktiven Erinnerungsindustrie, die eigenen konjunkturellen Wellen unterlag und bis in die Gegenwart mit dafür verantwortlich ist, dass das öffentliche Interesse am *Blitz* kaum abebbt<sup>3</sup> – nicht zuletzt immer dann, wenn England bei Fußballwelt- oder Europameisterschaften auf seinen »Lieblingsfeind« Deutschland trifft.

Der Markt an – im weitesten Sinne – militärgeschichtlichen Büchern über *Blitz* und *Battle of Britain* ist inzwischen kaum mehr zu überschauen. Ausgewiesene Experten teilen sich dieses Feld mit ehemaligen Piloten und Hobbyhistorikern. Richard Overy ist ohne Zweifel der sachkundigste Kenner auf diesem nicht eben unbestellten Feld der britischen Militärgeschichte. Gleich in mehreren Darstellungen hat er ebenso kenntnisreich

1 Dieser Begriff nimmt Bezug auf die Evakuierung eingekesselter britischer und französischer Truppen aus Dünkirchen und steht für die britische Entschlossenheit, auch nach Niederlagen den Kampfeswillen gegen Hitlerdeutschland nicht sinken zu lassen.

2 Vgl. dazu Dietmar Süß, Erinnerung an den Luftkrieg in Deutschland und England, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 18/19, 2005, S. 19–26; Malcolm Smith, Britain and 1940. History, Myth and Popular Memory, London 2000; Mark Connelly, We Can Take It! Britain and the Memory of the Second World War, Longman Publishers, Harlow etc. 2004, VII, 328 S., geb., £ 19,99; Keith Crawford, Constructing National Memory: The 1940/41 Blitz in British History Textbooks, in: Internationale Schulbuchforschung 23, 2001, S. 323–338; Paul Addison, National Identity and the Battle of Britain, in: Barbara Korte/Ralf Schneider (Hrsg.), War and the Cultural Construction of Identities in Britain, Amsterdam 2002, S. 225–240. Der Forschungsüberblick entstand während eines Aufenthaltes 2006/2007 als Feodor Lynen-Stipendiat an der University of Exeter. Der Alexander von Humboldt-Stiftung sei herzlich für ihre großzügige Unterstützung gedankt.

3 Vgl. dazu Franz-Josef Brüggemeier, »Their Finest Hour«. Großbritannien und der Zweite Weltkrieg, in: Bernd Martin (Hrsg.), Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse, Auswirkungen, Reflexionen (Rombach Wissenschaften Reihe Historiae), Rombach Verlag, Freiburg i. Br./Berlin 2006, 348 S., kart., 32,00 €, S. 159–171, hier: S. 168 ff.

wie pointiert die Geschichte des globalen Luftkriegs<sup>4</sup> und des *Battle of Britain*<sup>5</sup> untersucht. Dabei geht sein Blick über die eigentliche Kernphase der Luftschlacht um England, die Zeit zwischen August und Oktober 1940, deutlich hinaus. Overy analysiert den Luftkrieg als Testfall für die Mobilisierungsfähigkeit moderner Gesellschaften und legt so seinen Schwerpunkt auf die militärische Strategie und Rüstungswirtschaft. Präzise beschreibt er die Entstehungsgeschichte der *Royal Air Force* (RAF) und ihre Defizite zu Beginn des Kriegs; er untersucht den Mangel an ausgebildeten Fliegern und technischem Know-how und zeigt, wie sehr die RAF ihren deutschen Gegner anfangs überschätzte. Nachdem die deutschen Versuche gescheitert waren, mit Hilfe der Luftüberlegenheit die Invasion vorzubereiten und die Kosten der Auseinandersetzung immer höher wurden, richteten sich die Angriffe seit Ende August 1940 neben London verstärkt auch auf andere britische Städte. Während des *Blitz* kamen bis zum Mai 1941 etwa 43.000 Menschen bei Luftangriffen ums Leben; insgesamt belief sich die Zahl der Toten durch Luft- und Raketenangriffe auf rund 60.000. Betroffen waren neben London, das mit rund 30.000 Toten die höchste Zahl an Opfern zu beklagen hatte, eine ganze Reihe britischer Industrie- und Küstenstädte: Bristol und Plymouth, Hull und Southampton, Coventry, Liverpool, Manchester, Belfast, Glasgow, Exeter, Sheffield, Bath und Portsmouth.

## II. KRIEG UND SOZIALER WANDEL

Für jede dieser Städte sind in den vergangenen Jahren eigene ›Blitz-Geschichten‹ entstanden – oft allerdings mit einem Überschuss an Lokalpatriotismus und mit nur rudimentären Verbindungen an die historiografischen Debatten zur Sozial- und Kulturgeschichte des Kriegs, die Thema dieses Überblickes sein sollen.<sup>6</sup> Zwei Fragen standen und stehen im Mittelpunkt des historiografischen Interesses: Wie hatte sich der Krieg auf die soziale Struktur der britischen Gesellschaft ausgewirkt? War der Krieg der Wegbereiter sozialen Wandels, verbesserte er die Situation der Frauen und schärfte er die staatliche Sensibilität für die gravierenden Probleme der Unterschichten? Welchen Einfluss besaß er auf den Bedeutungsgewinn staatlicher Interventionspolitik, auf neue Methoden zentraler politischer Planung und Steuerung, an deren Ende soziale Grundsicherung und mit dem *National Health Service* eine steuerfinanzierte Gesundheitsvorsorge standen?<sup>7</sup>

Damit ist schließlich – neben der Sozialpolitik – ein zweites Fragenbündel verbunden, das weniger die ›praktische‹ als die ›ideelle‹ Seite betrifft: Hatte der Krieg die Initialzündung für ein neues Gefühl an Gemeinsamkeit gegeben? Gab es so etwas wie einen *community spirit* und stimmte die im ganzen Land kolportierte Redensart: »People were friendlier in those days«? Wie weit reichte die Solidarität im Luftschutzbunker, wie ausgeprägt war die moralische Standfestigkeit der Bevölkerung? Und traf zu, was Ernest

4 *Richard James Overy*, *The Air War. 1939–1945* (Cornerstones of Military History), Potomac Books, Dulles 2005, 275 S., kart., \$ 24,95; dabei handelt es sich um eine leicht überarbeitete Neuauflage eines bereits 1980 erschienen Buches. Overy hat die Neuauflage seines Standardwerkes mit einer knappen neuen Einführung versehen und um wichtige Neuerscheinungen ergänzt.

5 *Richard James Overy*, *The Battle of Britain. The Myth and the Reality*, Penguin Books, London 2004, 176 S., kart., £ 7,99 [Wiederabdruck, Original: *The Battle*, London 2000].

6 Einen instruktiven Überblick gibt *Sally Sokoloff*, *The Home Front in the Second World War and Local History*, in: *Local Historian* 32, 2002, H. 1, S. 22–40.

7 Vgl. dazu als Überblick *Kevin Jefferys*, *British Politics and Social Policy during the Second World War*, in: *Historical Journal* 30, 1987, S. 123–144; *Rodney Lowe*, *The Second World War. Consensus, and the Foundation of the Welfare State*, in: *Twentieth Century British History* 1, 1990, H. 2, S. 152–182; *Jose Harris*, *War and Social History: Britain and the Home Front during the Second World War*, *Contemporary European History* 1, 1992, S. 17–35.

Bevin, Gewerkschaftsführer und Arbeitsminister im Kriegskabinett, und mit ihm viele zeitgenössische Politiker und Intellektuelle gerade der politischen Linken dachten: »Individualism is bound to give place to social action; [...] and the role of law has to be applied in the place of anarchy.«<sup>8</sup> Zeitgenossen wie George Orwell teilten diese Sicht.<sup>9</sup> Denn die Kriegserfahrungen der Jahre 1940/41 bedeuteten mehr als nur einen Sieg über den Nationalsozialismus. Es war *Britain's finest hour*, in der ein neues, solidarisches England entstanden war und aus »einfachen« Leuten Helden der »Heimatfront« wurden. Davon waren jedenfalls führende Labour-Repräsentanten wie Bevin und nicht zuletzt die seit 1945 regierende neue Labour-Regierung unter Clement Attlee überzeugt.<sup>10</sup> Die Erfahrungen des Luftkriegs waren Teil eines *good war*<sup>11</sup>, an dessen Ende Arbeiterklasse und Mittelschichten ein *New Jerusalem* aufbauen konnten – ein Land, in dem die Arbeitslosen nicht mehr wie noch in den 1930er-Jahren mit Hungermärschen das Elend auf die Straßen trugen, sondern das den breiten Konsum für alle Schichten durch politische und ökonomische Planung ermöglichte.<sup>12</sup>

Das war nicht zuletzt einer der Gründe dafür, warum unmittelbar nach Kriegsende bis in die 1960er-Jahre ein »Social Welfare Triumphalism« (David Cannadine) dominierte, dessen einflussreichster Interpret Richard Titmuss war. Auf der Basis freien Aktenzugangs hatte er bereits 1950 im Rahmen der offiziellen »History of the Second World War« die Ursprünge für die wohlfahrtsstaatliche Nachkriegsentwicklung auf die Krisenlösungsstrategien während der Bombardierungen zurückgeführt. Vor allem die akute Not der Evakuierten und Obdachlosen hatte seiner Einschätzung nach staatliche Instanzen zu raschen Eingriffen gezwungen und sie damit ein neues, institutionelles Fundament schaffen lassen, auf das nach dem Krieg aufgebaut werden konnte. Der Krieg hatte also nicht weniger als das grundsätzliche Verständnis britischer Staatlichkeit verändert. Aufgabe staatlicher Ordnung schien nun nicht mehr nur die Beseitigung der schlimmsten Not, sondern der Ausgleich der Klassen zu sein. Und nur diese Verpflichtung auf die Zukunft war es, welche die Bevölkerung die Härten der Mobilmachung und die Not der Bombardierung erdulden ließ.

Anlass für Veränderungen gab es aus der Sicht von Titmuss genug. Sein Blick richtete sich vor allem auf die mangelhafte Gesundheitsvorsorge, gleichzeitig aber auch auf den Streit zwischen lokalen Verwaltungen und Zentralregierung über die Versorgung der Evakuierten. Klar war jedenfalls, dass die bisherigen *Poor Law*-Regelungen nicht mehr ausreichen und ihre organisatorische Struktur den Bedingungen der Kriegs an der *Home Front* nicht mehr gerecht wurden. Titmuss' Interpretation des *Battle of Britain* war dabei keineswegs pure Apologetik. Im Gegenteil: Er benannte offen die Defizite der Versorgung, Unzulänglichkeiten der Organisation, Probleme der Kriegsmoral und die Konflikte zwischen Zentralregierung und Kommunalverwaltungen. Zudem erkannte er bereits zu diesem frühen Zeitpunkt, wie wichtig für eine Untersuchung der *Home Front* die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs und die apokalyptischen Untergangsvisionen der Zwischenkriegszeit waren, die den Erwartungshorizont für den kommenden Krieg absteckten

8 Ernst Bevin, *The Job to be Done*, London 1942, S. 10.

9 Dazu John Newsinger, »My Country, Right or Left«. Patriotism, Socialism and George Orwell, 1939–41, in: Pat Kirkham/David Thoms (Hrsg.), *War Culture. Social Change and Changing Experience in World War Two Britain*, London 1995, S. 29–40.

10 Vgl. Martin Francis, *Ideas and Policies under Labour, 1945–51. Building a New Britain*, Manchester 1997.

11 Steven Fielding, »The Good War«, in: Nick Tiratsoo (Hrsg.), *From Blitz to Blair. A New History of Britain Since 1939*, London 1997, S. 25–52.

12 Einen neuen Überblick, der Militär- und Erinnerungsgeschichte miteinander verbindet, bieten Paul Addison/ Jeremy A. Crang, *The Burning Blue. A New History of the Battle of Britain*, London 2000.

und Messlatte für das künftige Verhalten der Bevölkerung im Krieg sein sollten. Gleichzeitig ließ er keinen Zweifel daran aufkommen, dass er die Erfahrung des Kriegs als wesentliches Element einer neuen nationalen Einigung sah, als Voraussetzung für eine gleichsam in den Luftschutzbunkern geborene Legitimation des Wohlfahrtsstaats. Es war dieses Deutungsmuster, das zum bestimmenden Motiv der 1950er- und 1960er-Jahre werden sollte und schließlich in der »English History« aus der Hand A. J. P. Taylors 1965 seine radikale Zuspitzung fand: Die Luftwaffe, so Taylor, »was a powerful missionary for the welfare state«. <sup>13</sup> Getragen war diese Interpretation von mehreren Annahmen: Vom sozialen und mentalen Wandel während des Kriegs, vom politischen Konsens der Parteien und Klassen und der trotz heftiger Bombardierung ungebrochenen Moral der Bevölkerung.

Unterschiedliche Ereignisse schmolzen hier zu einem zusammen: der von Churchill beschworene *Dunkirk Spirit* und die *Battle of Britain*. Beide zusammen hüllten das Jahr 1940 in einen mythischen Schleier nationaler Selbstvergewisserung, der sich erst ein wenig zu lüften begann, als seit den späten 1960er-Jahren die Kritik an der Konsens-Politik der Nachkriegsjahre von Seiten der politischen Linken ebenso wie von Rechts immer lauter wurde und angesichts sinkender Wachstumsraten und steigender Arbeitslosigkeit immer häufiger von der »englischen Krankheit« die Rede war. Prägend und bis heute die wohl einflussreichste Studie zur Geschichte der Sozial- und Erfahrungsgeschichte des Kriegs ist Angus Calders monumentales Werk »The People's War«. <sup>14</sup> Seine Arbeit war in vielerlei Hinsicht bahnbrechend: Sie verband Alltags-, Sozial- und Politikgeschichte und ging mit feinsinniger Ironie auf Distanz zu den heroischen Nachkriegserzählungen. Calder konnte dies leisten, weil er als erster einen bis dahin ungehobenen Materialschatz hob: die Akten der *Mass Observation*. Dabei handelte es sich um Tagebücher, Interviews, Befragungen und Berichte, die Teil eines großen Projekts zur Erforschung des Alltagslebens in Großbritannien sein sollten. Den Initiatoren, dem Anthropologen Tom Harrison <sup>15</sup>, dem Dokumentar-Filmer und Maler Humphrey Jennings und dem Dichter Charles Madge, ging es damit um eine *anthropology of ourself*: Jeder, nicht nur die akademischen Eliten, konnte Beobachter der Gegenwart sein.

Das Interesse dieser linken Philanthropen galt seit der Gründung des Projekts 1937 vornehmlich dem Leben der englischen Arbeiterklasse, den Lebensgewohnheiten und Gebräuchen und nicht zuletzt den sozialen Missständen der Klassengesellschaft. Die große Zahl an Berichterstatern, die die drei über die Jahre gewinnen konnten, stammte jedoch nicht aus der Arbeiterklasse. Zumeist waren es Mitglieder der *lower middle class*; viele waren akademisch gebildet und politisch engagiert. Oft waren es Frauen, die entweder selbst im Auftrag der *Mass Observation* Tagebuch führten, oder über Stimmungen und Gespräche in ihrer Nachbarschaft berichteten. <sup>16</sup> Nach Kriegsausbruch professionalisierte sich das Projekt und wurde neben den Stimmungsberichten und Umfragen des *Ministry of Information* zu einem wichtigen, auch von Regierungsseite genutzten Seismografen, der vor allem über eines Auskunft geben sollte: über die Kriegsmoral der Bevölkerung, deren Kollaps man in *Whitehall* unter dem Dauerbombardement der Deutschen immer wieder befürchtete.

Calder nutzte diese frühe und nicht unumstrittene Form der sozialwissenschaftlich-anthropologischen Selbstbeobachtung als *oral history* für seine Darstellung und konnte dank

13 A. J. P. Taylor, *English History, 1914–1945*, Oxford 1965, S. 455; ähnlich auch Derek Fraser, *The Evolution of the British Welfare State*, London 1973, S. 195.

14 Angus Calder, *The People's War. Britain 1939–1945*, London 1969.

15 Vgl. dazu auch Tom Harrison, *Living Through the Blitz*, London 1976.

16 Tony Kushner, *We Europeans? Mass Observation, »Race«, and British Identity in Twentieth-Century History*, Ashgate 2004; Nick Hubble, *Mass Observation and Everyday Life. Culture, History, Theory*, London 2005.

des weit gespannten Informationsnetzes des *Mass Observation* ein anders akzentuiertes Bild der britischen Kriegsgesellschaft entwerfen: ein Bild, in dem es neben manchem Heldenmut auch Angst und Panik und vor allem weiter bestehende Formen sozialer Ungleichheit gab, die der Krieg trotz aller propagandistischer Inszenierung keineswegs beseitigt hatte. Zugleich weitete er den Blick für andere Aspekte der Forschung: für die Propaganda des Kriegs und ihre mediale Inszenierung, für Kunst und Literatur, Film und Musik.

Calders Studie bildete den Auftakt für eine wahre Flut an Untersuchungen, die vor allem seit den 1980er-Jahren den Mythos *Blitz*<sup>17</sup> zu dekonstruieren versuchten und dabei die Sozial- und Politikgeschichte des Kriegs zu einem heftig umkämpften Schlachtfeld machten: Die Frontlinien verliefen, grob verkürzt, zwischen denen, die im Krieg einen wichtigen Motor sozialen Wandels und mithin den Wohlfahrtsstaat als ein wesentliches Produkt des Kriegskonsenses sahen, und anderen, die, nicht zuletzt aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive<sup>18</sup>, die starren Strukturen sozialer Ungleichheit, die unterschiedlichen politischen Ziele der Kriegskoalitionspartner, die vorhandenen Einkommensdifferenzen zwischen Männer- und Frauenarbeit, die Dominanz patriarchalischer Rollenmuster und die Langlebigkeit der Klassenstruktur betonten.

Die Deutung des *Blitz* stand bei Calder wie auch bei anderen immer im unmittelbaren Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Richtung des Wohlfahrtsstaats nach 1945. Das galt für beide Seiten des politischen Spektrums. Doch während die Kritik Calders und der politischen Linken auf die stecken gebliebenen sozialstaatlichen Reformen der Labour-Regierungen zielte, ging es den Konservativen und seit Ende der 1970er-Jahre vor allem Margaret Thatcher darum, die Erfahrungen des *Battle of Britain* als Legitimationsquelle ihres antietatistischen Generalangriffs auf die Konsens-Politik der Nachkriegsjahre umzudeuten, wobei Konsens aus ihrer Sicht nicht viel anderes meinte als den »sozialistischen Labour-Staat« Großbritanniens.<sup>19</sup> Wohlfahrtsstaat und staatliche Planung, einst als Lernerfahrung des Kriegs gepriesen, galten in ihren Augen als ökonomisches und moralisches Übel und verantwortlich für die Krise des britischen Staats. Großbritannien müsse deshalb einen »Second Battle of Britain«<sup>20</sup> führen. 1940 sei es um den Kampf gegen den deutschen Tyrannen, die Verteidigung der freiheitlichen Rechte und um die Eigenverantwortung des Volkes, nicht um die Einführung des sozialistischen Staatsbürokratie gegangen – das war das geschichtspolitische Leitmotiv Thatchers, in das sie auch den Falkland-Krieg gegen die argentinische Militärjunta im Jahr 1982 einfügte.

In seiner Studie über den »Audit of War« unterfütterte Corelli Barnett dieses Argument mit historischer Tiefenschärfe und attackierte frontal den dominierenden *social welfare triumphalism*. Gleichzeitig war im Gefolge der Arbeiten Calders die revisionistische Kritik am *People's War* zu einem eigenen Forschungszweig angewachsen, die sich vorwiegend mit der Kultur- und Mediengeschichte der Jahre zwischen 1939 und 1945 beschäf-

17 Die wohl nach wie ausgewogenste Darstellung stammt von *Angus Calder*, *The Myth of the Blitz*, London 1991. Darin geht Calder präziser noch als in seinem Buch über den *People's War* den unterschiedlichen Narrativen der *Home Front* nach und untersucht auf breiter Basis mediale Darstellung sowie Repräsentations- und Rezeptionsformen des *Blitz* in Großbritannien und in den USA.

18 Vor allem *Penny Summerfield*, *Women Workers in the Second World War. Production and Patriarchy in Conflict*, London 1984; *dies.*, *Reconstructing Women's Wartime Lives*, Manchester 1998; wichtig dazu: *James Hinton*, *Women, Social Leadership, and the Second World War. Continuities of Class*, Oxford 2002.

19 Vgl. dazu *Dominik Geppert*, *Thatchers konservative Revolution. Der Richtungswandel der britischen Tories 1975–1979*, München 2002, insb. S. 95–144.

20 *Margaret Thatcher*, *The Downing Street Years*, London, 1995, S. 155; ausführlich *Thomas Noetzel*, »Political Decadence? Aspects of Thatcherite Englishness«, in: *Journal for the Study of British Culture* 1, 1994, S. 133–147.

tigte. Im Zentrum standen vor allem das Kino<sup>21</sup> sowie die BBC und ihr Anteil an der medialen Konstruktion des *People's War*. Die BBC war dabei in doppelter Hinsicht Akteur in diesem Prozess: als Interpret des Kriegs mit hohem, klassenübergreifenden Verbreitungsgrad und als Ikone des Überlebenswillens, die auch unter erschwerten Bedingungen des Luftkriegs weiterproduzierte und vorlebte, was gleichzeitig zentrale Botschaft des Hörfunkprogramms war: »Britain can take it.« Bisweilen geriet ein Teil dieser revisionistischen Arbeiten zu einer Art Abrechnung mit der *Home Front*, in der es nur noch Angst und Schrecken, Defätisten und politische Verweigerung, aber keinen Konsens mehr gegeben hatte.<sup>22</sup>

### III. CITIZENSHIP, BRITISHNESS UND KRIEGSGESELLSCHAFT

Neuere Studien knüpfen an diese Debatten um das Verhältnis von Krieg und sozialem Wandel und die Gestalt des »Konsens«<sup>23</sup> an, allerdings nunmehr weniger mit der kämpferischen Note der vergangenen Jahrzehnte, zumal es nicht zuletzt auch um das Deutungsmonopol in der Ära Thatcher und die Zukunft der sozialen Sicherungssysteme ging. Ina Zweiniger-Bargielowskas Untersuchung über »Austerity in Britain« ist in dieser Hinsicht eine Pionierleistung. Ihre Studie über die Politik der Rationierung verbindet Politik-, Sozial- und Konsumgeschichte und verknüpft überzeugend Kriegs- und Nachkriegsgeschichte miteinander.<sup>24</sup> Auf breiter Quellenbasis analysiert sie die staatlichen Instrumente zur Nahrungsmittelversorgung und -kontrolle, sie prüft die öffentliche Rezeption der Rationierung, die geschlechtergeschichtlich unterschiedlichen Auswirkungen, die Entstehung des Schwarzmarktes und die Bedeutung der Rationierung für die Auseinandersetzung um den britischen Wohlfahrtsstaat nach 1945. Die Einführung von Preiskontrollen und die Rationierung von Lebensmitteln und Konsumgütern sollten während des Zweiten Weltkriegs helfen, den drohenden Mangel an Ressourcen abzufedern und gleichzeitig für eine gerechte Verteilung der Güter zu angemessenen Preisen sorgen. Das auf einem Punkteschema basierende Rationierungssystem griff massiv in den Alltag und die Ernährungs- und Verbrauchsgewohnheiten der britischen Bevölkerung ein. Auf der Basis von Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg führte die Rationierung bis 1942 zu einem Rückgang des Lebensmittelverbrauchs um 15 Prozent im Vergleich zur Vorkriegszeit. Trotz aller Einschränkungen und trotz mancher Klagen über die Brot- und Kartoffel-Monotonie gelang es der Regierung Churchill, für eine »nutritionally adequate and healthy« (S. 37) Ernährung zu sorgen. Die Politik der Rationierung führte zu einer wachsenden Implementierung staatlicher Steuerungsinstrumente in Bereiche, die bis dahin weitgehend dem Markt überlassen waren, und bereitete damit den Boden für die wohlfahrtsstaatliche Expansion der Nachkriegszeit. Die Zustimmung zu dieser Politik, so urteilt Zweiniger-Bargielowska, war »generally accepted as a necessary sacrifice for the war effort and fair shares were popular.«<sup>25</sup>

21 Anthony Aldgate/Jeffrey Richards, *Britain Can Take It. The British Cinema in the Second World War*, Edinburgh 1994; Robert Murphy, *British Cinema in the Second World War*, London 2000; Geoff Eley, *Finding the People's War. Film, British Collective Memory, and World War II*, in: *American Historical Journal* 106, 2001, S. 818–838.

22 Clive Ponting, *1940: Myth and Reality*, London 1990.

23 Dafür noch immer zentral: Paul Addison, *The Road to 1945. British Politics and the Second World War*, London 1975.

24 Ina Zweiniger-Bargielowska, *Austerity in Britain. Rationing, Controls and Consumption, 1939–1955*, Oxford University Press, Oxford/New York 2000, VIII, 286 S., geb., £ 47,00.

25 Ebd., S. 60.

Das änderte sich allerdings nach dem Krieg. Die weiter bestehenden und sich angesichts der schwierigen britischen Finanzlage und weltweiter Ernährungsprobleme noch weiter ausdehnenden Eingriffe (bei der Brot-Kontrolle beispielsweise) trafen nun vor allem die Arbeiterklassenhaushalte und Arbeiterfrauen, die für die Organisation des Haushaltes verantwortlich waren und sich schwer taten, Stoffe und Kleidung für ihre Kinder bezahlen zu können. Nach anfänglicher Zustimmung endete nach dem Krieg auch die Politik des *austerity*-Konsenses zwischen Labour und Konservativen. Eine klassenübergreifende *Anti-austerity*-Rhetorik half den Konservativen, die negativen Folgen staatlicher Preiskontrolle auszuschlachten und vor allem Frauen für sich zu gewinnen – ein entscheidender Faktor für die Wahlniederlage der Labour-Party 1951, wie Zweiniger-Bargielowska meint.

Während Zweiniger-Bargielowska die Epochenzäsur des Kriegs durchbricht, hat Juliet Gardiner die seit langem erste in populärer Form erzählte Geschichte des »Wartime Britain« vorgelegt<sup>26</sup>, in der die Lebensmittelversorgung, die Erfahrung des Schwarzmarktes, das Schlängestehen vor den Geschäften oder das Punktekleben in die Rationierungsbücher ebenfalls eine wichtige Rolle spielen. Ihre Darstellung hat allerdings mehr den Charakter eines großen Kriegsepos als die Synthesekraft einer genuin wissenschaftlichen Darstellung. Die Untersuchung beginnt im Entscheidungsjahr 1939 und konzentriert sich ganz auf die Geschichte des *Blitz* 1940/1941. Ihr Augenmerk gilt damit vor allem der Erfahrungsgeschichte der Bombardierung und ihrer unmittelbaren Bewältigung. Sie erzählt einmal mehr die Geschichte der Evakuierung und lässt die Stimmen derer zu Wort kommen, die nächtelang in den U-Bahnschächten ausgeharrt hatten, nach den Angriffen durch die Trümmerfelder Londons zogen und sich auf die Suche nach Familienangehörigen und neuen Unterkünften machten. Ihre eigentlichen Helden sind die »kleinen Leute« und ihr ungebrochener Wille zum Überleben; Feuerwehrleute, die unter Einsatz ihres Lebens Brände löschten und Menschenleben retteten und die vielen Frauen, die im Zeichen des Mangels und der Rationierung die *kitchen front* organisierten. Dafür hat sie sich durch den Berg an inzwischen zugänglichen Materialien gewühlt, und neben der umfangreichen Forschungsliteratur auch nicht veröffentlichte Tagebücher, Memoiren und persönliche Erinnerungen benutzt.

So gelingt ihr eine über weite Strecken elegante, wenn auch bisweilen etwas redundante Sozial- und Alltagsgeschichte des Kriegs, deren erzählerischer Kraft man sich nur schwer entziehen kann. Ein Vorzug besteht zudem darin, dass sie neben London auch andere Städte in den Blick nimmt. Was man allerdings vermisst, ist nicht nur eine Einleitung und einen Schluss, sondern auch den Versuch einer Deutung und Interpretation. Allzu sehr lässt sie sich von der Erinnerungsliteratur durch den Krieg führen, ohne die Entstehungshintergründe ihrer Quellen offen zu legen. Ob ihre Dokumente erst Jahrzehnte nach dem Krieg oder bereits während der Bombardierungen entstanden, spielt für sie nur eine sekundäre Rolle. Und die Konzentration auf die Jahre 1940/41 lässt sie ungewollt viele der Helden-Narrative fortschreiben, von denen sie sich selbst zu unterscheiden versucht. Dazu gehört vor allem die Frage nach der Konstruktion von Identität und *citizenship* im und durch den Krieg. Wer war wann und mit welchen Eigenschaften britisch, und was machte den »guten« Staatsbürger und die »gute« Staatsbürgerin aus? Welchem Wandel unterlagen diese Vorstellungen und welche Formen von diskursiver Inklusion und Exklusion waren damit verbunden?

Ein theoretisches Überangebot an Interpretationen zur britischen Kriegsgesellschaft wird man kaum beklagen können; umso erfrischender sind deshalb die Impulse, die vor allem neuere kulturgeschichtlich orientierte Arbeiten bieten. Dazu zählt an erster Stelle

---

26 Juliet Gardiner, *Wartime Britain 1939–1945*, Headline Books, London 2004, XIV, 658 S., geb., £ 20,00.

Sonya O. Roses Buch »Which People's War?«.<sup>27</sup> Drei Kategorien strukturieren ihre breit recherchierte Arbeit: »race, class and gender«, wobei ihr Hauptaugenmerk auf den geschlechtsspezifischen Formen von *nationhood* und der Wandelbarkeit nationaler Identitätskonstruktionen liegt. Plausibel kann sie zeigen, wie der neue Diskurs über Nation und den *People's War* eine unmittelbare Reaktion auf den Dünkirchen-Schock war und dazu führte, dass Klassengrenzen und soziale Konflikte, die England noch in den 1930er-Jahren schwer erschüttert hatten, in der Öffentlichkeit immer weiter verschwanden – was nicht zuletzt auch an der staatlichen Zensurpolitik lag. Der Krieg wird, so Rose, zum zentralen Katalysator von »nationhood« als politischem Kollektiv, »an ideological discourse that produces common belief« (S. 11). Gleichzeitig waren damit spezifische Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, von Familie, Haushalt und *temperate heroes* verbunden. Mehr noch als während des Ersten Weltkriegs waren Frauen zwischen 1939 bis 1945 für den »totalen Krieg« mobilisiert worden. Stellt man mit freiwilligen, halb- und vollwertigen Frauen alle Formen der Beteiligung in Rechnung, dann waren rund 80 Prozent der verheirateten Frauen in unterschiedlichen Formen im Kriegseinsatz.<sup>28</sup> Roses zentrales Argument läuft quer zu den älteren Debatten um den Mythos *Blitz*. Unter der Ebene einer diskursiv beschworenen *imagined community*, deren Wirkungskraft sie für außerordentlich hoch einschätzt, existierten erhebliche Konflikte um den Charakter und die Zusammensetzung der Nation. Geschlossenheit der »Heimatfront« und eine Politik der Exklusion mussten also kein Widerspruch sein. Das galt vor allem für die »weibliche« Seite des Kriegs. Der Blick in die Ausbildungszeitschriften des Militärs, in die Veröffentlichungen der *Civil Defence* Organisationen und der Propagandakampagnen des *Home Office* zeigt, dass es nicht nur um eine Festschreibung bestehender Geschlechterzuordnungen ging, innerhalb derer Frauen für die Aufrechterhaltung des Haushalts und den Sieg an der *kitchen front* verantwortlich waren. Keinesfalls sollte der Krieg zu einer Vernachlässigung ihres Äußeren führen; gepflegtes Make-up und modische Kleidung galten als aktiver, »femininer« Akt zur Stabilisierung der »Heimatfront« und notwendige Voraussetzung, um vollwertiger Bestandteil der Nation zu sein. Selbstverständlich war das nicht. Denn Frauen schienen nicht nur Rückgrat, sondern zugleich Gefahr für einen erfolgreichen Krieg zu sein. Sie waren es, denen man zutraute, Gerüchte auszulauern, und von ihnen befürchtete man, dass ihre Naivität und Einfalt vom arglistigen Feind genutzt werden könnte. Anhand der *cartoons* der regionalen Luftschutzzeitschriften konnte man dieses Bild passiver, bisweilen auch gefährlich schwacher, in jedem Fall aber zu erziehender Mitglieder der Nation sehr genau nachzeichnen.

Diejenigen Frauen und Mädchen aber, die sich entweder nicht restlos an der Rationierungswirtschaft und der Resteverwertung von Abfällen beteiligten, oder deren Lebensentwürfe quer zur moralischen Norm verliefen, galten schnell als *anti-citizens* und mussten erheblichen öffentlichen Druck aushalten. Auf noch einen anderen Aspekt macht Rose aufmerksam, der sich zu einem zentralen Feld der Auseinandersetzung um *Britishness* entwickelte: die Geschichte der Evakuierung. Rund vier Millionen Briten wurden in den Jahren zwischen 1939 bis 1944 aus Angst vor drohenden deutschen Luftangriffen aus den Industriestädten und London aufs Land evakuiert. Das führte nicht nur zu einer teils selbst organisierten, teils staatlich gelenkten »Völkerwanderung«, sondern auch zu einer neuen Debatte um die soziale Frage, die Rolle des Staats und den Charakter der britischen Nation. Denn neben den wohlhabenden bürgerlichen Schichten wurden auch zahlreiche Kinder, vor allem aus ärmeren Elternhäusern, aufs »friedliche« Land geschickt, wo man geradezu geschockt war über den urbanen Einbruch sozialen Elends. Armut und deren Bekämpfung, dazu Vorschläge und Anweisungen für ein »einwandfreies Leben« wurden

27 Sonya O. Rose, *Which People's War? National Identity and Citizenship in Wartime Britain 1939–1945*, Oxford University Press, Oxford/New York 2003, VIII; 328 S., £ 30,00.

28 Susan Kent, *Gender and Power in Britain, 1640–1990*, London 1999, S. 313.



zu wichtigen Elementen der öffentlichen Auseinandersetzung um die Kriegsmoral und die Evakuierung damit zum Indikator für die Tiefe der Gräben innerhalb der britischen Klassengesellschaft.<sup>29</sup> Nicht selten knüpften die Auseinandersetzungen um den Lebensstandard noch an Argumentationsstil und Sprache des viktorianischen Umgangs mit Armut als selbstverschuldetem Schicksal an. »Falsches« individuelles Verhalten schien hierbei verantwortlich für mangelnde Hygiene, fehlende Kleidung und beengte Wohnverhältnisse zu sein. Abhilfe konnte nur verbesserte Bildung schaffen, allen voran für die Mädchen aus der Arbeiterklasse.

Doch das war nur die eine Seite einer ambivalenten Debatte. Gleichzeitig mehrten sich die Stimmen derer, die den Staat in der Pflicht sahen, soziale Missstände zu beseitigen und die Versorgung der Evakuierten mit Kleidung und Essen zu verbessern. Nicht alle Überlegungen dafür waren neu und im Krieg geboren. Manches, wie die Pläne für die Ausweitung der so symbolträchtigen Milchausgabe an evakuierte Schulkinder, ging auf Pläne der Zwischenkriegszeit und das praktische Vorbild besonders fortschrittlicher lokaler Stadtverwaltungen zurück.<sup>30</sup> Und doch erhöhten die alarmierenden Berichte über den Zustand der Evakuierten den sozialpolitischen Interventionsdruck. Die Wirkungsgeschichte der Evakuierungen war also zweischneidig: Sie konnte die Stereotypen der *middle class* bestärken und die Klassengrenzen zementieren, gleichzeitig aber auch die Notwendigkeit unterstreichen, die krassen sozialen Gegensätze mittels staatlicher Intervention zu mildern.

In jedem Fall waren es, wie Rose einmal mehr zeigt, nicht nur helfende Hände, die auf die Flüchtlinge aus den Großstädten warteten, sondern allzu oft gravierende soziale Vorbehalte gegen die »Städter«. Das Verhältnis von Stadt und Land berührte dabei eine der Kernfragen, mit deren Hilfe bestimmt werden konnte, was britisch war. Die Kritik an den Folgen der Urbanisierung für die Gesundheit der britischen Nation und die Glorifizierung des Landlebens, gehörte spätestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem immer wiederkehrenden Topos nationaler Sinnsuche. Wer sich auf die Suche nach dem Herzen der Nation machen wollte, der musste sich aus den Städten heraus Richtung Devon oder Sussex begeben. Städtisches Wachstum schien der Wegbereiter nationaler Krankheiten, der Auslöser von Kriminalität, Armut, Hunger und urbaner Seelenlosigkeit zu sein. *Rural England*: Dafür lohnte es sich zu kämpfen, weshalb die *London Underground Railways* während des Weltkriegs ein Poster plakatierten, mit dem sie an den höheren Sinn des Kriegs erinnern wollte. Es zeigte die ländliche Idylle eines kleinen Dorfes und Cottages mit strohbedeckten Dächern. Auf dem Plakat war zu lesen: »Mine be a cot beside the hill/A bee-hive's hum shall soothe my ear/A willowy brook that turns a mill/With many a fall shall linger near.«<sup>31</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg gehörte die Suche nach der Ruhe und dem Frieden des Landlebens zu einer populären Antwort auf die Schrecken des Kriegs. H. V. Mortons »In Search of England«, 1927 veröffentlicht und mit rund einer Millionen verkaufter Exemplare wohl eines der erfolgreichsten Bücher der Zwischenkriegszeit, war dafür das beste Beispiel. Die Verbindung aus »Landleben« und *Englishness* musste aber nicht zwingend eine antiurbane oder antimoderne Note haben und sie konnte klassenspezifisch und regional sehr unterschiedlich ausfallen. Morton jedenfalls konnte die *countryside*, ihre friedli-

29 John Welsham, Evacuation, Hygiene, and Social Policy. The Our Towns Report of 1943, in: *Historical Journal* 42, 1999, H. 3. S. 781–807; dazu ebenfalls Robert Holman, *The Evacuation. A Very British Revolution*, Oxford 1995; Harold L. Smith, *Britain in the Second World War. A Social History*, Manchester 1996, S. 2–27.

30 John Macnicol, The Effect of Evacuation of Schoolchildren on Official Attitudes to State Intervention, in: Harold L. Smith (Hrsg.), *War and Social Change: British Society in the Second World War*, Manchester 1986, S. 3–31.

31 Joseph Darracott (Hrsg.), *The First World War in Posters*, New York etc. 1974, S. 55.

che Stimmung, ihre Menschen und Landschaften feiern und hier das Zentrum Englands finden – gleichzeitig aber gegen die Verteufelung städtischen Lebens anschreiben. Ihre große Stunde sollten die Städte schließlich während des Zweiten Weltkriegs und der Bombardierung erfahren. Die Geschichte der *Home Front* und des *Blitz* war deshalb nicht zuletzt eine Geschichte urbanen Heldenmuts. »London can take it«, hieß ein Propagandafilm des Informationsministeriums aus dem Jahr 1940, und was er zeigte war vor allem der Mut und die nie endende Siegeszuversicht der städtischen Bevölkerung, auf deren moralische Integrität lange Zeit mit soviel Verachtung geblickt worden war. Waren es nun die Städte, auf deren Schultern die Last lag, so begann zugleich zwischen ihnen ein Wettbewerb darum, wer ähnlich wie die Hauptstadt in der Lage war, die Schläge der deutschen Luftwaffe auszuhalten. »If London can take it«, dann wollten auch andere Städte nicht dahinter zurückstehen – so eines der stark verbreiteten Argumentationsmuster, das seit 1940 zu einem regionalen, klassen- und geschlechtsübergreifenden Sonderbewusstsein beitrug und das Verhalten der Menschen in den Luftschutzkellern von Bristol oder Southampton an den Londoner Heldengeschichten maß. Versagen, Angst und Fehlentscheidungen konnte und durfte es aus der Sicht lokaler Entscheidungsträger schon alleine deshalb nicht geben, weil es diese in London auch nicht gegeben hatte.

Paul Ward hat diese vielfältig gebrochenen Debatten um *Britishness* zusammengeführt und über mehr als ein Jahrhundert verfolgt. Entstanden ist eine ebenso ausgewogene wie überzeugende und klar strukturierte Einführung, die das Thema unter sieben Perspektiven diskutiert: Ward fragt nach der Rolle und dem Wandel der Monarchie und des Empires als Bestandteil nationaler Identität; er untersucht die Verbindung von *gender* und *Britishness*, das Konfliktfeld von Stadt und Land, von Freizeit, Sport und Kultur; er prüft die Rolle der politischen Parteien und ihrer führenden Repräsentanten, analysiert die Inklusions- und Exklusionsformen im Umgang mit Immigration und Ethnizität und bezieht schließlich *outer Britain* mit ein, die Frage was *Britishness* für andere Bestandteile des United Kingdom bedeutete, für Schottland, Wales und Ulster. »Britishness«, so lautet sein Urteil, »has never been a stable force, easy to describe because it is fixed. In that sense, Britishness has always been in a process of formation.«<sup>32</sup> Ward zeigt, dass die Definitionsgewalt über *Britishness* nie einer Partei alleine oblag, sondern stets umkämpft blieb. Kriterien, Argumente und Motive für die Definitionsversuche von nationaler Identität unterlagen einem beständigen Wandel und bedingten immer bestimmte Formen von Inklusion und Exklusion. Auf einen wichtigen, bei Sonya O. Rose etwas zu kurz kommenden Aspekt weist Ward nachdrücklich hin: dass die Diskurse um *Britishness* neben ihrer geschlechtsspezifischen Exklusion auch neue Formen der Inklusion ergaben. Filme wie »Millions Like US« oder »The Gentle Sex« aus dem Jahre 1943 unterstrichen nicht nur die besondere Verpflichtung von Frauen, sich um das Wohl der Familie und ihre Aufgaben im Luftschutz und der Produktion zu kümmern hatten. Was sie zeigten, waren ein nicht nur regional, sondern auch sozial neu geformtes Empire, in dem die Arbeiterklasse-Frauen und die Arbeiterklasse an sich einen neuen Stellenwert erhielten. Der *People's War* war in dieser Hinsicht keine Schlacht der Eliten des Landes, sondern die Auseinandersetzung des »kleinen Mannes« und der »kleinen Frau« mit den »deutschen Barbaren«, und damit Teil eines sozialen Formierungsprozesses, den die Labour-Party und die Arbeiterklasse nicht am Rand, sondern in der Mitte der britischen Gesellschaft sahen.<sup>33</sup> Gleichzeitig schloss diese Form der Homogenisierung andere, nicht weiße Be-

32 Paul Ward, *Britishness since 1870*, Routledge, London/New York 2004, X., 238 S., geb., £ 65,00, S. 3.

33 Vgl. dazu Steve Fielding, »England Arise«: *The Labour Party and Popular Politics in 1940s Britain*, Manchester 1995.

völkerungsgruppen aus, die zwar ebenfalls auf Seiten des Empire gegen Hitler gekämpft hatten, die allerdings nicht als erinnerungswürdiger Teil des *People's War* galten.<sup>34</sup>

#### IV. KÖRPER, KRIEGSMORAL UND ZWEITER WELTKRIEG

Möglichkeiten und Grenzen einer diskursgeschichtlich erweiterten Geschichte des Zweiten Weltkriegs zeigt auch Mark Rawlinson mit seiner Untersuchung über »British Writing of the Second World War«.<sup>35</sup> Im Zentrum seiner Arbeit steht die Frage nach der Bedeutung, den Repräsentationsformen und der Legitimation von Gewalt in der zeitgenössischen Literatur der Kriegsjahre. Das ist schon alleine deshalb ein origineller Ansatz, weil er quer zu den klassischen Fragen nach »totalem Krieg«, sozialem Wandel und politischem Konsens verläuft. Was für den Ersten Weltkrieg und seine Rückwirkung auf die britische Kriegsgesellschaft lange selbstverständlich ist, gehört für die Jahre zwischen 1939 und 1945 zu den großen schwarzen Löchern, die die Dominanz der Mythos-*Blitz*-Debatten hinterlassen haben. Rawlinsons neuer Akzent trägt dazu bei, diese eingefahrenen Spuren zu verlassen. Seine Untersuchungsgegenstände sind dabei keineswegs völlig neu, umso mehr jedoch die Art seiner Fragestellung. Was er untersucht, ist die Sprache des Kriegs, der Umgang mit Tod und verletzten Körpern. Er widmet seine Aufmerksamkeit den literarischen und medialen Darstellungsformen der Piloten des Luftkriegs, den Interpretationen des *Blitz* und der Bombardierungen sowie dem Krieg in Nordafrika und dem Umgang mit den Kriegsgefangenen.

Am Beispiel der Fliegerlegende Richard Hillary und der Rezeptionsgeschichte seines Flieger-Klassikers »The Last Enemy« untersucht Rawlinson die Spannungslinien zwischen individuellen und kollektiven Kriegserfahrungen. Hillary kämpfte als Spitfire-Pilot 1940 im *Battle of Britain*, wurde abgeschossen und schwer verwundet. Er überlebte zwar, war aber zunächst nicht wieder einsatzfähig. 1942 entstand während einer USA-Reise für das *Ministry of Information*, wo er junge Piloten anwerben sollte, sein Roman »The Last Enemy«. Hillary verunglückte schließlich ein Jahr später bei einem Übungsflug, der ihn auf eine Rückkehr in den aktiven Dienst vorbereiten sollte. »The Last Enemy« erzählt die Geschichte eines Piloten, für den der Krieg zunächst vor allem persönliches Abenteuer und Teil der eigenen Selbstsuche ist: Krieg – das war die Möglichkeit, »to demonstrate in action our dislike of organized emotion and patriotism«<sup>36</sup>, und die Entscheidung für die *Air Force* keineswegs nur ein heroischer Akt zur Verteidigung der zivilisierten Welt. Fliegen war es, worum es ihm ging, und damit der emotionale »Kick« des Kampfes. Dazu zählte auch der Tod, mit dem man als Pilot jeden Tag rechnen musste. Und so notiert Hillary gleichermaßen anteilnehmend, wie unsentimental das Sterben seiner Freunde war.

Erst die Verwundung seines Körpers und die folgenden schmerzhaften Operationen lösten einen inneren Wandlungsprozess aus, an dessen Ende er innerlich dazu bereit war, den Egoismus hinter sich zu lassen und sich den äußeren Ansprüchen eines modernen Kriegs unterzuordnen. Nun erst begriff er, wofür seine Freunde in *their war* gekämpft hatten: Für Humanität und Zivilisation. Sein Tod während eines Übungsflugs gab seinen Fliegermemoiren einen gleichsam spirituellen Sinn, der nicht unwesentlich zum Erfolg des Buches beitrug. Rawlinson geht den Spuren, die das Buch in der kollektiven Erinnerung hinterlassen hat, feinsinnig nach. »The Last Enemy« lag, wie er zeigen kann, am Schnittpunkt individueller und kollektiver Erzählungen über den Sinn des Kriegs und die

34 Ward, S. 123 f.

35 Mark Rawlinson, *British Writing of the Second World War* (Oxford English Monographs), Clarendon Press, Oxford/New York 2000, 247 S., geb., £ 60,00.

36 Richard Hillary, *The Last Enemy*, London 1942, S. 35.

Notwendigkeit, Gewalt auszuüben. Schmerzen auszuhalten und sich selbst zu verleugnen hatte damit einen höheren politischen Zweck, und die Narben in seinem Gesicht waren dafür der sichtbare Ausdruck. Auch wenn das Buch für propagandistische Zwecke ausgeschlachtet wurde, so verlief die zeitgenössische Debatte darum doch keineswegs eindeutig und fand in Arthur Koestler einen frühen Kritiker einer allzu glatten Mystifizierung des Heldentodes. Wie ambivalent der Umgang mit Tod und Schmerzen während des Kriegs noch war, erfuhr Hillary selbst bei seiner Tour durch die USA. Dort durfte er zwar über den *Battle of Britain* reden, wurde aber entgegen erster Planungen nicht dafür eingeteilt, junge Piloten zu rekrutieren. Im *Ministry of Information* fürchtete man, Hillarys durch Narben entstelltes Gesicht könnte die fliegerbegeisterte Jugend und ihre Eltern eher abschrecken als motivieren, sich für eine Zukunft bei der *Air Force* zu entscheiden.

In seinen Kapiteln über den *Blitz* macht Rawlinson drei wesentliche Beobachtungen: Er zeigt, wie die Kriegsreportagen amerikanischer und britischer Journalisten London zur Metropole der freien Welt im Krieg machten, die gleichsam das Schicksal aller zivilisierten Menschen zu tragen hatte. Sinnbilder waren dafür nicht mehr wie im Ersten Weltkrieg die Schützengräben, sondern die Bunker und Schächte der *London Tube*. Zweitens kann Rawlinson die Ästhetisierung nachzeichnen, die die Bombardierungen und das Wandern durch die Ruinen der Städte zu einem Abenteuererlebnis werden ließen. Und drittens deutet er an, wie Tod, Leid und Verletzungen aus dem öffentlichen Raum verschwanden. Dies schien deshalb nötig, weil die britische Kriegsstrategie auf einer doppelten Annahme basierte: dass einerseits die deutschen Bombardierung die britische Moral stärkte, andererseits die alliierten Angriffe gegen das Deutsche Reich die Moral der Bevölkerung erschütterten. Dieses doppelte Argument, so Rawlinson, machte es nötig, den eigenen Tod und die eigenen Verluste unsichtbar zu machen.

Das ist eine originelle Überlegung, über die man allerdings gerne mehr erfahren hätte. Die Reichweite seiner diskursgeschichtlich angelegten Arbeit muss an dieser Stelle begrenzt bleiben, weil er seine Thesen nur durch eher impressionistische Hinweise untermauern kann. Hinzu kommt das Problem, dass er nicht befriedigend zu erklären vermag, was er unter Gewalt versteht. Hier bleiben seine Ausführungen wie seine Verortung des Themas insgesamt eher blass. Doch letztlich überwiegt der positive Eindruck einer Arbeit, die über erhebliches Innovationspotenzial verfügt und der Debatte um »Krieg, Nation und »Heimatfront« neuen Schwung verleihen kann.

Das wird man für Robert Mackays Studie über »Civilian Moral in Britain during the Second World War« nur zum Teil sagen können.<sup>37</sup> Mackay hat sich erneut einem der klassischen Themen der *Home Front*-Forschung angenommen: Ihm geht es einmal mehr um die »Moral« (*morale*), den Durchhaltewillen der Bevölkerung im Krieg.<sup>38</sup> Damit knüpft er an die ältere Debatte um den »Seelenzustand« der britischen Kriegsgesellschaft an, die sich, etwas zugespitzt, um die beiden Pole »Apathie« und »Geschlossenheit« drehte. Seine Antwort: Im Gegensatz zu der überzogenen Kritik der Revisionisten spricht vieles dafür, dass das alte, noch während des Kriegs entstandene Bild der solidarisch geschlossenen *Home Front* zutreffender ist als lange vermutet.

Mackay bemüht sich um eine ausgewogene Darstellung. Er lässt keinen Zweifel an den Defiziten der Luftschutzorganisationen, schildert die panikartige Flucht vor Bomben, beschreibt Streiks, soziale Konflikte und den steigenden Druck, unter dem vor allem die Arbeiterschaft in der Kriegsindustrie stand. Er nimmt sich viel Raum, die unterschiedlichen Formen der Kriegserfahrung zu diskutieren: Evakuierung, die Trennung von Familien und Partnern, Rationierung und Ernährung, Arbeitsalltag, staatliche Reglementie-

37 Robert Mackay, *Half the Battle. Civilian Morale in the Britain during the Second World War*, Manchester University Press, Manchester 2003, 283 S., geb., £ 49,99.

38 Einen Überblick gibt u. a. Andrew Thorpe, *Britain*, in: Jeremy Noakes (Hrsg.), *The Civilian at War*, Exeter 1992, S. 14–34.

rungen und Freizeitverhalten. Doch so unterschiedlich diese Erfahrungen auch sein konnten, so ergibt sich für Mackay doch ein alles in allem klares Bild: »The ›negative‹ features emphasized by revisionist historians, although indisputably present, were not on such a scale as to invalidate the orthodox picture of a people who became actively committed to the project their leaders put before them, who cooperated with the drastic re-ordering of daily life that this entailed and who, on the whole, did so in a spirit of stoical endurance that did not exclude good humour.«<sup>39</sup>

Mackay argumentiert vornehmlich auf der Basis dreier Quellengruppen: der Akten des *Ministry of Information*, der *Mass Observation*-Bestände sowie der zahlreichen Erinnerungsliteratur, Tagebücher und Memoiren der Kriegszeit. Die Suche nach der ›Moral‹ war Teil einer bereits zeitgenössischen Debatte um den Zustand der britischen Gesellschaft, allen voran über die Frage nach der Loyalität und dem Krisenverhalten der Arbeiterschaft. Nichts schien die ›Heimatfront‹ mehr zu gefährden als ein Einbruch der *civilian morale*. Paul Addison hat schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, dass dieser Begriff »the woolliest concept of the war«<sup>40</sup> gewesen sei. Britische Psychologen und Sozialforscher diskutierten bereits seit der Zwischenkriegszeit darüber, wie man Moral messen und untersuchen konnte.<sup>41</sup> Festzustehen schien, dass es sich um eine Mischung unterschiedlicher Verhaltensmuster handelte, deren Wirkungsgrad unterschiedliche Indikatoren anzeigten: Hysterie, Panik und Apathie der Bevölkerung werteten die Mitarbeiter des *Home Intelligence* ebenso als Ausdruck ›niedriger‹ Moral wie auch die unkontrollierte Flucht vor den Bomben, wie Streiks, Proteste gegen die Regierung oder die unerlaubte Abwesenheit vom Arbeitsplatz.

Mackay übernimmt dieses diffuse, zunächst mit Blick auf die Soldaten entworfene zeitgenössische Konstrukt der Moral und damit auch die normativen Vorannahmen über ›richtiges‹ und ›falsches‹ Verhalten. In einem ersten, chronologischen Teil fragt er nach der Reaktion der Bevölkerung, nach Gefühl und Verhalten vor und nach Luftangriffen. Er unterscheidet dabei mehrere Phasen: Den *Phoney War*, die ersten Angriffe zwischen Mai und September 1940, den *Big Blitz* 1940/1941 sowie die anschließende Zeit bis zum Sieg gegen Hitler-Deutschland. Entgegen aller staatlichen Erwartungen, die neben einer großen Zahl an Toten auch massenhafte Panik befürchtet hatten, blieb die Bevölkerung weitgehend ruhig. Größere Ausfälle gab es nur selten, und auch die Arbeiterklasse ertrug Tod, drohende Invasion und psychische Belastungen mit größter Fassung. Zu einem massiven Anstieg von Nervenerkrankungen, wie sie viele Mediziner und Psychologen vermutet hatten, war es ebenfalls nicht gekommen.<sup>42</sup> Zwar ließ die Moral aus Sicht der staatlichen Stellen mit der Gewöhnung an den Ausnahmezustand etwas nach, doch war es letztlich nur eine kleine Minderheit, deren Angst und Frustration in offene Kritik gegen den Krieg umschlug. »Overall, the traditional picture of spirited and resilient people is a valid one« (S. 134), bilanziert Mackay. Doch woran lag es, dass die Moral so hoch schien? Diese Frage behandelt Mackay in seinem zweiten Kapitel, das unterschiedliche administrative Strategien zur moralischen Stabilisierung untersucht. Dabei geht es vor allem um die Formen britischer Kriegspropaganda, die Politik des *Ministry of Information* und seine Bild- und Filmkampagnen, die Presse- und Zensurpolitik sowie um die

39 Mackay, S. 248.

40 Paul Addison, *The Road to 1945. British Politics and the Second World War*, London 1994, S. 121.

41 Vgl. dazu zur medizinischen und psychologischen Forschung *Edgar Jones/Robin Woolven/Bill Durodie/Simon Wessely*, *Civilian Morale During the Second World War. Responses to Air Raids Re-examined*, in: *Social History of Medicine* 17, 2004, H. 3, S. 463–479.

42 *Edgar Jones/Simon Wessely*, *The Impact of Total War on the Practice of British Psychiatry*, in: *Roger Chickering/Stig Förster* (Hrsg.), *The Shadows of Total War: Europe, East Asia, and the United States, 1919–1939*, Cambridge 2003, S. 129–148.

Rolle der BBC und ihrer herausragenden Hörfunkkommentatoren, die wie J. B. Priestley mit ihren Sendungen selbst zu ›Kriegshelden‹ an der ›Heimatfront‹ wurden. Alles in allem, so seine Bilanz, war der propagandistische Aufwand, allen voran durch das Medium Film, enorm, der im ›Kampf um die Köpfe‹ betrieben wurde. Mit seinem Urteil, ob Filme wie »London can take it« oder »Dover Front Line« jedoch tatsächlich Wirkung zeigten, ist Mackay insgesamt zu Recht sehr zurückhaltend. »The reality was that in British society there was little scope for hard sell propaganda, and not much more for the sell. With such limitations so firmly entrenched, therefore, the effect of propaganda was bound to be at best marginal.« (S. 182). Anders sah es wohl mit den materiellen Leistungen aus, die helfen sollten, die Einschränkungen des Kriegs akzeptabel zu machen. Auf der Basis der Forschungsliteratur zeigt er schließlich die institutionelle Anpassung der *civil defence*, die Versorgungspolitik mit Lebens- und Gebrauchsmitteln und allen voran das Kernstück sozialpolitischer Reformversprechungen während des Kriegs: die Debatte um den Beveridge-Plan. Kein Zweifel: Die Pläne für den Aufbau des Wohlfahrtsstaats nach dem Krieg waren Teil einer zentralen innenpolitischen Integrationsklammer, die in ganz entscheidendem Maße die Zukunftserwartungen bestimmte. Hatten sich 1941 noch die Mehrheit der Menschen in Gallup- und *Mass Observation*-Umfragen pessimistisch über die Zukunft geäußert, sah dies 1943 bereits deutlich anders aus. Neben dem Kriegsverlauf waren es vor allem die Versprechen staatlicher Intervention und sozialer Sicherung, die sich auszahlten; zumal erste Schritte in diese Richtung bereits während des Kriegs unternommen worden waren. Der Labour-Wahlsieg von 1945 war in dieser Hinsicht vor allem eine Pro-Beveridge-Abstimmung gewesen.<sup>43</sup> Im Wandel der Zukunftserwartungen erkennt Mackay eines der wesentlichen Merkmale der Kriegszeit. Nicht mehr die Sorgen der 1930er-Jahre, nicht mehr das Gespenst der Arbeitslosigkeit, sondern die Hoffnung auf einen ›neuen Anfang‹ bestimmten seiner Einschätzung nach die politische Landschaft. Die Eliten des Landes hatten zudem lernen müssen, dass sich ihre Angst vor der moralischen Schwäche der Arbeiterklasse als Fehlurteil erwiesen hatte. Insgesamt war die Bevölkerung weniger ängstlich und nervös gewesen als es beispielsweise auch Winston Churchill erwartet hatte. Im Lobgesang auf die Stärke der Bevölkerung und seiner Unterstützung für den Krieg gegen Hitler konnten sich nun seit 1940/41 linke wie rechte Patrioten zusammenfinden. Die Briten hatten sich als stark genug erwiesen und sich damit neue Formen sozialer und politischer Partizipation verdient. »In the end«, folgert Mackay, »it was a combination of ›public‹ and ›private‹ factors, operating within a mental framework of common identity and shared destiny – the ›invisible chain‹ [George Orwell, DS] that determined civilian morale.«<sup>44</sup>

Das ist als Antwort wohl zu unspezifisch, um vollends überzeugen zu können. Das Kriegskonstrukt Moral kann Mackay jedenfalls auf diese Weise nicht befriedigend entschlüsseln. Ein anderes Problem kommt noch hinzu: Zu selten differenziert Mackay seine Befunde unter sozialen, regionalen<sup>45</sup>, geschlechterspezifischen oder religiösen Kriterien. Trotzdem hat die Arbeit gerade wegen ihrer antirevisionistischen Perspektive Bedeutung, weil sie hilft, manche Überzeichnungen über Auflösungserscheinungen an der *Home Front* zurechtzurücken und damit ein ausgewogenes Bild der *civilians in the front-line* präsentiert.

43 Steven Fielding, What Did the »People« Want? The Meaning of the 1945 General Election, in: *Historical Journal* 35, 1992, H. 3, S. 622–639.

44 Mackay, S. 263.

45 David Thomas, The Blitz, Civilian Morale and Regionalism, 1940–1942, in: Pat Kirkham/David Thoms (Hrsg.), *War Culture. Social Change and Changing Experience in World War Two*, London 1995, S. 3–12; Brad Beaven/David Thoms, The Blitz and Civilian Morale in Three Northern Cities, 1940–42, in: *Northern History* 32, 1996, S. 195–203.

»Civilians in the frontline« ist auch der Titel, den Helen Jones ihrer Studie über »air raids, productivity and wartime culture« gegeben hat.<sup>46</sup> Auch bei ihr geht es im engeren Sinne um die Kriegsmoral der Bevölkerung. Allerdings hat sie eine erfrischend andere Perspektive gewählt. Ihr geht es um das Verhältnis von Arbeit und Luftkrieg, um die Frage, welchen Einfluss die Bombardierungen auf den Produktionsrhythmus der Industrie und das Arbeitsverhalten der Beschäftigten hatten. Wie versuchten staatliche Stellen in die industriellen Beziehungen einzugreifen, um eines der größten Probleme der Kriegsmobilisierung zu lösen: den Arbeitsstopp während der Luftangriffe? In seinem »Annual Report« hatte der *Chief Inspector of Factories* 1940 auf dieses Problem hingewiesen und eindringlich vor den Gefahren des Produktionsausfalls gewarnt, der entstand, während die Arbeiterschaft in den Luftschutzkellern saß.<sup>47</sup> Gleichzeitig aber berichtete er bereits auch von einer Lösung, die in Teilen der Industrie erfolgreich erprobt worden war: Nach Absprache zwischen Gewerkschaften und Unternehmen waren eigene Warnsysteme geschaffen worden, zu denen auch *roof-spotters*, Luftschutzbeobachter, auf den Dächern der Betriebe gehörten. Dieses individuelle Warnsystem hatte den Vorteil, dass der Arbeitsprozess nur in dem Augenblick gestoppt werden musste, in dem tatsächlich Gefahr für das Unternehmen bestand, nicht aber während allgemeiner Luftwarnung. Dieser Aushandlungsprozess zwischen Betrieben, Gewerkschaften und Regierung ist eines der Themen, denen sich Jones widmet.

Eine einheitliche betriebliche Praxis gab es, wie Jones zeigen kann, bei Beginn des *Battle of Britain* nicht. Im Spätsommer hatte sich Lord Beaverbrook, 1940 bis 1941 *Minister of Aircraft Production*, lautstark im Kriegskabinett über die Arbeiter eines Spitfire-Werkes beschwert, die zur Mittagszeit unerlaubt den Arbeitsplatz verlassen hatten. Solche Beispiele gab es viele, sodass *Whitehall* auf eine rasche Lösung drang. Das aber konnte nicht ohne die Zustimmung der Gewerkschaften geschehen, deren Rechte seit Kriegsbeginn massiv eingeschränkt worden waren. Vor allem dem Einfluss der Labour-Minister wie Ernest Bevin war es zu verdanken, dass sich die Gewerkschaften auf ein neues Warnsystem einließen, das die Produktionsausfälle so niedrig wie nötig zu halten versuchte. Gleichzeitig konnten die Gewerkschaften einen verbesserten Luftschutz für die Familienangehörigen der in den Betrieben arbeitenden Männer durchsetzen. Da *Whitehall* nicht zuletzt aus Angst vor einer unberechenbaren Reaktion der Arbeiterschaft auf eine allgemein verpflichtende Regelung verzichtete, waren es vor allem lokale und betriebliche Übereinkünfte, die die Arbeit nach Luftangriffen regelten und die Arbeiterschaft auf diese Weise aktiv in die Kriegsproduktion mit einbanden. Zu Recht kennzeichnet Jones dies als »direct democracy« und damit als ein wichtiges Element der Zustimmungsbereitschaft, im Krieg gegen Hitler auch persönliches Risiko an der »Heimatfront« auf sich zu nehmen.

Jones Arbeit ist eine Mischung aus Sozial-, Politik und Mediengeschichte. So gelingt ihr am Beispiel der *roof spotters* eine eindringliche Darstellung, die Ikonografiegeschichte, propagandistische Inszenierung und betriebliche Praxis der *civilians in the front line* präzise miteinander verbindet. Eine der klassischen Untersuchungsgegenstände der *Home Front*-Geschichte war bisher die Verlagerung des Lebens unter die Erde, die Sozial- und Erfahrungsgeschichte der Bunker.<sup>48</sup> Jones dreht diese Perspektive um und fragt nach denen, die während der Luftalarme nicht in die Bunker gingen und weiterarbeiteten. Das konnte unterschiedliche Gründe haben: Druck durch Arbeitgeber und Propaganda spiel-

46 Helen Jones, *British Civilians in the Front Line. Air Raids, Productivity and Wartime Culture, 1939–45*, Manchester University Press, Manchester 2006, VIII, 217 S., geb., £ 50,00.

47 Parliamentary Papers 1940–1941, Bd. IV, Annual Report of the Chief Inspector of Factories for 1939 and 1940, zit. nach Jones, *Civilians*, S. 1.

48 Anregend vor allem *Geoffrey Field*, *Nights Underground in Darkest London. The Blitz, 1940–1941*, in: *International Labour and Working-Class History* 62, 2002, S. 11–49.

ten eine erhebliche Rolle, aber auch individuelle Verhaltensmuster, zu denen vor allem eine zunehmende Gewöhnung an den Ausnahmezustand gehörte. Routinisierte Arbeitspraktiken trugen dazu wesentlich bei – eine Beobachtung, die man im Übrigen auch für die Überlebensstrategien deutscher Arbeiter während des Luftkriegs beobachten kann. Stärker als andere hebt Jones vor allem die Bedeutung lokaler Identität hervor. Sie ließ Menschen in Sorge um ihre Stadt eben nicht in Massen flüchten und stattdessen im Wettbewerb mit anderen getroffenen Städten, allen voran London, das eigene Schicksal herausstellen und zu ertragen versuchen.

Jones Blick richtet sich neben London somit auch auf andere Städte im Luftkrieg, auf Southampton, Bristol und Plymouth beispielsweise. Im Gegensatz zu den meisten sonstigen Studien hat sie sich auch nicht alleine auf die Akten der *Mass Observation* oder der *Ministry of Information* verlassen, sondern zumindest auch einige wenige Bestände der Regionalarchive und die lokale Presse eingesehen. Das erhöht ihr empirisches Gewicht und die Dichte ihrer Argumentation. Gleichzeitig bleibt doch etwas unklar, was sich nun genau hinter »local identity« verbirgt, wer – außer den Presseorganen – die Träger dieses Lokalstolzes sind und an welche Erfahrungen und Auseinandersetzungen angeknüpft wird. Ähnlich verhält es sich mit ihrer knappen Analyse des Faktors Religion als Element ihrer Deutung des »getting used to raids«, die entgegen der sonst so sorgfältigen Analyse eher oberflächlich bleibt. Trotzdem: Mit ihrer Studie ist ein wichtiger Beitrag zu einer scheinbar alten Debatte gelungen. Sie zeigt deutlich, wie wenig Sinn es macht, von national durchgängigen Verhaltensweisen während und nach Luftangriffen zu sprechen. Diese waren medial konstruiert und oft von unmittelbaren, nach Geschlecht, Region, Klasse und Alter sehr unterschiedlichen Erfahrungen abhängig. Der Wunsch der Regierung, die Arbeitsausfälle so gering wie möglich zu halten, traf sich mit einer Vielzahl unterschiedlicher Motive der Bevölkerung, während der Luftangriffe weiterzuarbeiten, die Jones differenziert nachzeichnet.

## V. BILANZ

Lässt man die Forschungen der letzten Jahre noch einmal Revue passieren, so ist unverkennbar, dass die Wirkungskraft der Debatte um den britischen Wohlfahrtsstaat und die alte Schlacht um den Mythos *Blitz* inzwischen an Bedeutung eingebüßt hat. Das wird der Sozial- und Kulturgeschichte des *Wartime Britain* und einer Verbindung von Kriegs- und Nachkriegsgeschichte nur gut tun, weil sie sich fortan nicht mehr beständig an *Blitz*-Mythen abarbeiten muss. Was an Stelle der weiterhin dominierenden *Total-War*-Narrativen treten wird, ob sie überhaupt abgelöst werden, gehört zu den offenen Fragen, die sich wohl auch dann noch einmal neu stellen werden, wenn die noch immer dominierende nationale Verengung der britischen Kriegsgeschichte durchbrochen wird.<sup>49</sup>

Die Erfahrungs- und Erinnerungsgeschichte des Luftkriegs bieten dafür wohl das eindringlichste Beispiel: Nicht einmal in Ansätzen jedenfalls ist bisher der Versuch eines systematischen, empirisch untermauerten Vergleichs mit anderen vom Luftkrieg betroffenen Ländern gemacht worden. Ein Vorzug bestünde darin, eingefahrene Spuren der Debatte um *Britishness*, *citizenship* und Kriegsmoral zu verlassen.<sup>50</sup> Andere Akzente könn-

49 Eine, wenn auch inzwischen nicht mehr ganz neue Ausnahme ist: *Arthur Marwick*, *War and Social Change in the Twentieth Century. A Comparative Study of Britain, France, Germany, Russia and the US*, London 1974; ebenso *Noakes* und *Jill Stephenson*, *The Home Front in Total War. Women in Germany and Britain in the Second World War*, in: *Roger Chickering/Stig Förster/Bernd Greiner* (Hrsg.), *A World at Total War. Global Conflict and the Politics of Destruction, 1937–1947*, Cambridge etc. 2005, S. 207–232.

50 Für den Ersten Weltkrieg vgl. jetzt *Sonja Levsen*, *Elite, Männlichkeit und Krieg*. Tübinger und Cambrider Studenten, 1900–1929, Göttingen 2006.



ten dann gesetzt und die Geschichte der britischen Kriegsgesellschaft mehr noch als bisher eingebunden werden in eine europäische Geschichte der Gewalt. Was bedeutete beispielsweise die Gewöhnung an die Gefahr und die Routine des Tötens aus der Luft?<sup>51</sup> Welche Formen von Trauer- und Todesbewältigung gab es in den vom Luftkrieg betroffenen Gesellschaften? Und welche Rolle spielten religiöse Argumente für die Friedens- und Gewaltlegitimation? Diese Perspektive könnte dazu beitragen, die epochale Zäsur von 1945 zu durchbrechen und nach den Konjunkturen der Erinnerung, nach Abgrenzung und Beziehungsformen im transnationalen Umgang mit dem Erbe des Luftkriegs und damit nach den langfristigen Folgen des Zweiten Weltkriegs zu fragen.

Die Erinnerung an den Luftkrieg war in dieser Hinsicht immer ein umkämpftes Gut, in Großbritannien nicht anders als in Deutschland, mit wachsender Sprengkraft nun auch in Italien. Die Luftkriegsnarrative passten sich elastisch der Gegenwart an: als Erzählung von der »Wiedergeburt« der Städte, als Teil des Ost-Westkonflikts, als pazifistisches Argument der Friedensbewegung, als Teil transnationaler, ökumenischer Aussöhnung oder, wie vor wenigen Jahren, als große Erzählung vom deutschen »Tabu«.<sup>52</sup> Dabei berührte die Frage nach der Legitimität des Luftkriegs auch die moralische Selbstverortung der Nation: Wie weit darf eine Nation gehen, die im Zeichen der »Zivilisation« Krieg führt? Wann nähern sich die »Befreier« ihren »barbarischen« Herausforderern so sehr an, dass die moralischen Unterschiede zunehmend verschwimmen? Der britische Moralphilosoph A. C. Grayling hat diese Frage noch einmal und nicht zuletzt mit Blick auf den Irakkrieg aufgeworfen<sup>53</sup>; sein Beitrag ist allerdings weniger eine historische Analyse als vielmehr eine moralische Anklageschrift alliierter Luftkriegsführung. Kein Akt der Selbstverteidigung könne die Bombardierung der deutschen Zivilbevölkerung rechtfertigen, so sein Urteil. Großbritannien habe sich damit eines moralischen Verbrechens schuldig gemacht – und damit eine historische Verantwortung auf sich geladen, der sich die Nation nach langen Jahren des Schweigens stellen müsse. Damit ist Grayling bei aller Fragwürdigkeit seiner Argumentation selbst Teil einer erinnerungskulturellen Suchbewegung, die mit Blick auf den Zweiten Weltkrieg die moralischen Grenzen der Kriegführung neu zu vermessen versucht und dabei neben dem Verlust an Menschenleben vor allem auf die Zerstörung kultureller Werte durch die alliierten Bombenangriffe verweist. So strittig diese Argumentation auch ist, so ist sie doch zugleich auch Beleg dafür, welch starken Veränderungsschüben die Erinnerung an den Luftkrieg unterlegen ist. Ein transnational geweiteter Blick könnte dabei jedenfalls helfen, diese Erinnerungskonjunkturen begreiflich zu machen und die Wirkungsgeschichte des Luftkriegs als Teil der Gewaltgeschichte moderner Gesellschaft im 20. Jahrhundert zu schreiben. Und das ist in jedem Fall ein lohnenswertes Projekt.

---

51 Vgl. dazu *Paul Addison/Angus Calder* (Hrsg.), *Time to Kill: The Soldier's Experience of War in the West, 1939–1945*, London 1997.

52 Vgl. dazu *Dietmar Süß* (Hrsg.), *Deutschland im Luftkrieg. Geschichte und Erinnerung*, München 2007.

53 *Anthony C. Grayling*, *Die toten Städte. Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen?*, aus dem Engl. von Thorsten Schmidt, Bertelsmann Verlag, München 2007, 413 S., kart., 22,95 €.

